Sagen aus dem Aargau

Autor(en): **Fricker, Traugott**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **46 (1959)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-529312

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

viele Faktoren zusammenspielen, sind Verstöße gegen pädagogische Erwägungen und hygienische Gebote kaum mehr zu umgehen. So wollen wir abschließend gestehen, daß es den idealen, allen aufgezeigten Forderungen und Hinweisen genügenden Stundenplan gar nicht gibt. Immer wird diese oder jene Schwierigkeit störend einwirken. Das darf uns aber nicht hindern, sämtliche Mängel nach bestem Können auszumerzen und die hier besprochenen Hinweise nach Möglichkeit zu berücksichtigen. Dabei mag uns das Bewußtsein leiten, daß ein guter Stundenplan nicht nur eine pädagogische Forderung darstellt, sondern darüber hinaus einen wichtigen Punkt in der Schulhygiene erfüllt.

Sagen aus dem Aargau

Traugott Fricker

Der Aargau war einst reich an Sagen. Belebende Gewässer, Flüsse, Seen, Bäche, Quellen, dann Wald und Gebirge, verschüttete Römerruinen, zerfallene Burgen, altertümliche Städtchen und versteckte Dörfer bargen eine Unmenge von Geschichten aller Art. Da wimmelte es von Wassergeistern und Bachtieren, von schatzhütenden Jungfrauen und jagenden Rittern, von büßenden, meineidigen Schaffnern und Marksteinversetzern. Die meisten dieser Sagen sind heute im Volk nicht mehr lebendig, nur was etwa die Schule erhalten hat, blieb erhalten. Wissenschaft und Forschung haben zu stark hineingeleuchtet ins Dunkel; und das Verhältnis der Menschen zu Natur und Umwelt ist heute anders als vor 150 Jahren. Zum Glück wurde zur Zeit der Romantik durch die Brüder Grimm die erste deutsche Märchen- und Sagensammlung geschaffen. Darin war der Aargau mit zwei Nummern vertreten. Um 1850 sammelte sodann der Aarauer Kantonsschulprofessor E. L. Rochholz mit Hilfe seiner Schüler und einer Anzahl Vertrauenspersonen, meist Lehrer, in den verschiedenen Landesteilen die aargauischen Sagen. Sie umfassen zwei Bände mit 536 Nummern. Auf diesem Werke fußen die einzelnen aargauischen Sagen, die in der Sammlung ‚Schweizersagen für Jung und Alt', dargestellt (1887) von H. Herzog, erschienen sind und in neuerer Zeit von Arnold Büchli neu bearbeitet wurden. 1935 gab sodann der Verfasser die Sammlung ‚Volkssagen aus dem Fricktal' heraus, die neben Nummern aus bestehenden Werken auch viele, in den zwanziger Jahren gesammelte, damals noch lebendige Sagen enthält. Gegenwärtig ist davon eine Neuauflage in Arbeit.

Bei der Auswahl der nachfolgenden Sagen wurden Erzählungen, die schon durch die aargauischen Schulbücher bekannt sind (Stiefeliryter, Schlüsseljungfrau zu Tegerfelden usw.), weggelassen; hingegen wurde versucht, das Sagengut der einzelnen Landesteile zu berücksichtigen und die Sagen nach verschiedenen Gattungen auszuwählen.

1. *Die Taufe der Erdleute*

Zwei Mädchen von Oberhof waren einst in der Erntezeit am Garbenschneiden auf dem Feld. Plötzlich schrie das eine: «Ursi, schau diese mächtige große Kröte! Soll ich ihr eins mit der Sichel geben?» «Nein, Bürgi», rief die andere Schnitterin, «bei Leibe nicht. Schau nur, wie sie dick und aufgeblasen ist, sie wird uns wohl zu Gevatter bitten wollen.» Inzwischen war die Kröte weggekrochen, und die beiden Mädchen schnitten weiter.

In der Nacht, als beide ruhig schliefen, klopfte es hart an ihr Fenster, und eine feine Stimme sprach: «Ursi, denk an dein gestriges Versprechen, steh auf und komm mit!» Ursula hatte auf den ersten Anruf geantwortet und war zur Türe gegangen. Als sie aber die Stimme hörte, erschrak sie; in Angst und Ratlosigkeit öffnete sie doch. Vor ihr stand ein winziges Erdmännchen und bat sie dringend, mit ihm zu kommen. Das Mädchen folgte zögernd. Sie stiegen die Anhöhe gegen Lenzimatt aufwärts. Am Stichen stiegen sie in einen Erdspalt hinunter, den Ursi vorher noch nie bemerkt hatte; hier öffnete sich ihnen ein langer unterirdischer Gang. Diesen durchschritten sie. Schließlich traten sie auf eine weite taghelle Wiesenebene hinaus, auf der eine ganze Zeile zierlicher Häuschen standen. Ein jedes schien aus Glas gebaut, die Lichtlein leuchteten selbst aus dem Dach heraus. In ein solches Häuschen führte der Begleiter das Mädchen. Hier lag ein Erdweibchen ganz blaß im Bett und hatte neben sich ein neugeborenes Kind. Dieses gab man dem Bauernmädchen auf den Arm, und sie mußte es einem langen Zuge von Erdmännchen voran aus dem Hause tragen. Statt auf den Arm nahm sie das daumengroße Kindlein in die hohle Hand. Ihr früherer Führer wies sie in eine ebenso glänzend erhellte Kristallkirche hinein, um hier Kindtaufe zu halten. Sie weigerte sich nicht, und da kein Priester da war, vollzog sie nach katholischem Brauch die Nottaufe an dem Zwergenkinde. Nachdem alles beendet und das Kleine wieder zur Wöchnerin zurückgebracht war, zog diese fünf Halme aus ihrem Strohsack heraus und bot sie ihrer neuen Gevatterin zum Andenken; für die Schwester Bürgi aber überreichte sie ihr einen kostbaren Gürtel. «Dieser Gürtel gehört deiner Schwester, aber daß ja niemals weder sie noch ein anderes ihn umgürtet, bis ich es einmal werde wissen lassen.»

Das Erdmännchen führte Ursula wieder durch den unterirdischen Gang zurück. Wie sie unter den freien Himmel gekommen waren, zeigte er auf den Birnbaum hinunter, der neben des Vaters Haus stand und den sie im vollen Mondschein wohl erkannte, dann verließ sie die Kleine. Als sie ihrer Befangenheit los geworden, fing sie an, das elende Geschenk zu zürnen und warf von den Strohhalmen sogleich viere aus dem Jüppensack. Wie sie nun aber zu dem Birnbaum kam, fiel ihr ein, gleich hier die besondere Wirkung des Gürtels zu erproben, den man ihr für ihre Schwester mitgegeben hatte. Kaum hatte sie nun den Gürtel um den Stamm gespannt, so zerspaltete der Baum in tausend Splitter und sank zu einem Häuflein Asche zusammen. Tief erschüttert dachte jetzt das gute Mädchen an seine Schwester und wie es ihr hätte ergehen können, wenn ihr das verwünschte Zaubergeschenk jemals zugekommen wäre. Eiligst rannte sie davon, um daheim von der überstandenen Gefahr zu erzählen. Aber zu Hause wollte niemand, nicht einmal Bürgi, ihr glauben. Vergebens berief sie sich auf den Gürtel, der war ja mit dem eingeäscherten Baume verschwunden, und ihre paar elenden Strohhalme hatte sie weggeworfen. Zuletzt suchte sie nach dem letzten im Sacke und zog vor aller Augen einen goldenen Schauthaler heraus. So wie der Tag anbrach, suchte man am ganzen Strichen nach den andern vier Halmen; aber weder sie noch Schauthaler noch Gürtel fand man mehr.

Die Erdleute sind längst aus der Gegend verschwunden. Nur noch das Äschen- oder Heidenbrünnlein, oben am Strichen, erinnert an sie. Alle Freitage im Jahr fließt es trübe. Dann halten die kleinen Leute Wäsche, tief drinnen im Strichenberg.

2. *Der Wirtel in der Aare bei Besserstein*

Vor grauen Zeiten haben Riesen auf dem Geißberg an der Aare eine Burg erbaut, am selben Orte, wo nachmals die Burg Besserstein stand. Den Bau aufzutürmen warfen sie einander die Felsen der Stampfenfluh, des Gaben- und Rothberges zu von Hand zu Hand, als wären es Federbälle. Ihr Wanderstab waren ausgerissene Baumstämme, und Aare und Reuß durchwateten sie so gemächlich, daß nicht einmal der Saum ihrer Basttröcke naß wurde. Zeigte sich aber ein Kaufmannskahn unten auf dem Strom, so hoben sie ihn mit ihren langen, zottigen Armen aus dem Wasser und raubten ihn aus. War ein Schiff je einmal unbemerkt an ihnen vorbeigekommen, so griffen sie vom Burgwall herab mit ihren eisernen Fingernägeln so hart ihm nach, daß es voller Löcher augenblicklich versank. Dann ging droben ein Schmausen und Zechen des jungen Riesenvolkes an, denn das größte Weinfaß war ihnen wie ein Becherlein. Und die Altmutter saß obenan und spann, indes die andern sich gütlich taten und lustig wurden. Ihr Rockenstiel war ein mächtiger Trämel, daran kollerte als Wirtel ein gewaltiger Findlingstein. An diesem Findling hing jedoch das Schicksal des ganzen Geschlechts, darum verwahrte ihn das Weib stets sorgsam, ehe sie sich schlafen legte.

Eines Tages saß sie draußen auf der Mauer im Sonnenschein und spann, während der Mann müßig neben ihr im Grase lag und auf den Fluß hinab lauerte. Da sah er drüben am andern Ufer das Aarweib baden, und er legte sich, sie recht zu beschauen, weit über die Fluhwand vor. Wie das die Riesin inne ward, da schleuderte sie voller Wut und Eifersucht ihren Wirtel nach dem Wasserweib hinüber. Der Stein schoß in den Strom, die Wellen spritzten bis zur Burg hinauf, das Aarweib aber war verschwunden; doch an der Stelle, wo es eben gebadet hatte, ragte trotzig der Wirtel als Klippe aus dem Fluß. Der Riese sieht der Sippe Heiligtum verloren, und voller Wut packt er sein Weib, um sie dem Wirtel nachzuwerfen. Sie hält ihn fest umklammert, im Sturze reißt sie ihn mit in die Tiefe, und beide sind miteinander versunken.

3. *Die Hexe von Aristau*

Zu Anfang des letzten Jahrhunderts soll zu Aristau eine Hexe gelebt haben, der man Hagelwetter, Viehseuche und alles mögliche zur Last legte, was eben eine Gemeinde alles treffen kann. Namentlich das Buttern wollte gar keiner Hausfrau mehr gelingen, wenn diese Hexe sich gerade im Dorfe aufhielt. Man lief darüber oft zu den Kapuzinern nach Bremgarten, bekam aber kein rechtes Mittel dagegen, und auch dasjenige half nur einmal, welches die Mönche in Zug anzugeben wußten. Man stellte nämlich einen leeren Kessel zugestürzt über das Küchenfeuer und schürte so lange darunter fort, bis es drinnen zu zischen und zu pfeifen begann. Nun war's Zeit, ans Butterfaß zu eilen, und der Anken gedieh sogleich und vortrefflich. Hob man nachher den Deckel vom leeren Kessel ab, so fuhr es mit heftigem Zischen heraus und durch das Kamin davon. Aber der stets wiederholte Verdruß wurde doch zu groß, und derselbe Übelstand machte sich auch in allen Feldarbeiten unerträglich. Die Dorfschaft beschloß daher, ihr altes Strafrecht geltend zu machen, und fällte in der Gemeindeversammlung mit großer Mehrheit den Spruch, jene Hexe auf immer zu verbannen. Von Stund an vermißte man das Weib, doch kurze Zeit nachher fand man sie an einer Hecke erhängt. Es war ihr freilich keine andere Wahl übriggeblieben, denn in keiner Nachbargemeinde hätte sie Aufnahme gefunden. Nach Landesbrauch sollte nun die Leiche des Nachts in einer Wüstung des Waldes begraben werden. Den Wagen, auf den man sie lud, brachte man nicht von der Stelle, als bis man, statt des vorgespannten Wucherstieres, acht schwarze Rosse angeschirrt hatte. Da man nun gegen den Heiniweiher hinkam, erschien, trotz des hellen Mondscheines, alles Laub des Waldes schwarz, alle Zweige senkten sich zusammen gegen Wagen und Rosse und versperrten völlig den Weg. So blieb man abermals mit der Fuhre stecken. Endlich setzte sich der Fuhrmann statt aufs Sattelroß auf die Leiche und ritt sie so lange, bis der Wagen zum Weiher durchgeschleppt war. Dort warf man die Hexe ins Sumpfloch. Noch jetzt spukt es daselbst. Wer nachts vorbeikommt, wird sich unausbleiblich verirren; die Jäger sehen oft Rudel von dreißig Hasen dort ihre Sprünge machen, jedesmal aber im Boden verschwinden, so wie man darauf anschlagen will.

4. *Der Töst am Childberg*

Der höchste Hügel zwischen den aargauischen Dörfern Brittnau und Strengelbach im Wiggertal wird Childberg genannt. Dort droben soll vor Zeiten eine Burg gestanden haben, von welcher heute nur noch wenige Spuren vorhanden sind.

Am südlichen Abhang dieses Schloßhügels steht ein Bauernhaus, im Battenberg genannt. Dieses war früher so gebaut, daß eine seiner Giebelflächen dem Tale, die andere dem Berg zugekehrt war. Auf der Talseite war die Wohnung, auf der Bergseite der Scheunenanteil; auf dem letzteren haftete das Servitut, daß Besitzer der umliegenden Güter mit ihrem Ackergespann und dem geladenen Wagen durch die Tenne der Scheune fahren

durften, und aus diesem Grund stand sie stets offen. Heutzutage fährt nur noch eine zweispännige Kutsche hindurch; namentlich im Sommer vor einem Gewitter ist die Erscheinung wahrzunehmen. Sie kommt den Abhang des Berges hinunter, fährt nach der ‚Fröschgüllen' und über den ‚Hemmeler' wieder nach dem Berg zurück. Im Innern sitzen Leute in altertümlicher Tracht einander steif und stumm gegenüber. Kein Räderrollen und kein Geklapper der Hufe noch sonst ein Geräusch sind zu vernehmen. Hinterher galoppiert ein Reiter auf einem Schimmel. Dieser tränkt am Fuße des Berges sein Roß immer am gleichen Brünnlein. Allemal wenn diese Erscheinung gesehen wird, folgt langwieriges Regenwetter.

In stockfinsteren Nächten hört man zuweilen droben auf dem Berg über den Waldbäumen ein Rauschen und ein Knacken wie von brechenden Ästen. Dann gellen vom Luzernerbiet her Hornstöße und das Kläffen von Hunden, und die Rufe von Jägern tönen immer näher und näher. Plötzlich erblickt man eine Meute mächtiger Hunde, die den Childberg hinaufrennen und sich im Wald verlieren. Hintennach reitet rufend ein Jäger in einem grünen Rock und einem Hut von glänzendem Wachstuch. Das ist der Wilde Jäger, unter dem Namen Töst oder Dürst im ganzen Wiggertale bekannt. Vorzeiten hörte man ihn um die Zeit, wenn die Heidelbeeren reif waren, auf dem Heidenhubel, unweit von Teufenthal, seinen Hunden rufen; dann brach immer ein schrecklicher Platzregen los, und acht Tage und mehr dauerte das Unwetter an.

Dem Heidenhubel gegenüber liegt der Langnauerberg, schon zum Kanton Luzern gehörend. Er trägt eine Schloßruine, die man Teufenthal oder Zwingherrenschloß nennt. Dort vernimmt man zu Zeiten ein Knirschen, wie wenn jemand in Holzschuhen über Glatteis oder hartgefrorenen Schnee geht. Dazwischen erklingt ein Klirren wie von Ketten, die über Steine geschleift werden. Flucht man dazu, so schwellen die Geräusche an zu ohrenbetäubendem Tosen, und die Gestalt eines Edelherren erscheint, der einen mächtigen Hund an einer glühenden Kette hält. Der Mann spannt dem Bauern, der in den Wald fahren will, um Holz zu holen, die Ochsen vom Wagen und treibt sie in das Gestrüpp. Spricht der Fuhrmann aber, statt zu fluchen, den Namen Gottes aus, so verschwinden Edelmann und Hund augenblicklich, und alles wird still. An einem Karfreitag haben Schulbuben in dieser Gegend einmal Spielwaren und Puppen gefunden, und was sie davon in ihren Schultaschen heimbrachten, verwandelte sich zu Hause in Gold und silberne Taler.

5. *Die Schloßmusik der Homburger*

In einer klaren Sternennacht, zur Erntezeit, stieg Joseph Hochreuter von Wittnau aus dem Baselbiet über den Homberg nach Hause. Wie er auf die Höhe kam, fand er den Berg durch einen schnurgeraden Lebhag gesperrt. Während er den langen Hag anstaunte, trug ihm der Wind aus der Ferne die Töne einer rauschenden Musik zu. Erwartungsvoll stellte er sich am Hag auf und blickte der weißen Heerstraße entlang. Bald unterschied er einen mächtigen Zug, der geräuschlos dahergeweht kam: Voran schritten kleine Knaben, auf welche größere folgten, dann kamen noch größere, daß es gar lustig anzusehen war. Jedes Paar schritt, die Straßenmitte freilassend, hart am Lebhag hin. Die Junkerlein waren überaus sauber gekleidet und trugen, soweit Hochreuter dies in der Dunkelheit unterscheiden konnte, alle weiße Linnenhosen und schwarze Röcklein. Ihnen folgte eine Schar von Männern, alle schwarz gekleidet, und hierauf zahlreiche Musikanten, welche im Vorüberziehen auf Hörnern, Trompeten und Posaunen gar mächtig bliesen. Jetzt kam eine schwarze geschlossene Kutsche gefahren, mit sechs Rappen bespannt und mit einer zahlreichen Gesellschaft von Herren und Damen besetzt, deren reiche Kleider durch die Fenster schimmerten. Gleich hinter der Kutsche trippelte eine Schar niedlicher Mädchen in weißen Kleidern, ihnen folgten immer größere und größere, alle in weißen Röcken, und eine Schar schwarzmanteliger Frauen schloß endlich den Zug. Das alles kam so zierlich und leicht daher, daß man keinen Schritt, keinen Hufschlag, kein Rollen der Räder vernahm, nur die Musik, nach deren Takt sich alles bewegte. Keine Staubwolke wirbelte dem Zug nach, just wie wenn alles im frischgefallenen Schnee ginge. Was aber das seltsamste war: Heerweg und Hecke senkten sich am Ende der Ebene nicht mit dem abfallenden Berg hinunter, sondern liefen, wo die Tiefe begann, geradeaus gegen das Schloß Rechberg hinüber, die beiden Burgen geheimnisvoll verbindend. Dies alles sah Hochreuter beim klarsten Sternenschein. Als er aber weiter gegen das Ende des Berges vorlief, um dem verschwindenden Zuge nachzuschauen, trat plötzlich eine undurchdringliche Finsternis ein und verschlang Prozession, Hag und Straße. Zugleich brach ein so furchtbares Unwetter los, daß Hochreuter nur mit Mühe und Not und unter Aufbietung aller Kräfte gegen Morgen den Weg ins Dorf zurückfand. Hätte er seine Schuhe vertauscht, wären ihm diese Mühsale erspart geblieben.

Diesem Zug und der Schloßmusik der Homburger gibt man folgenden Ursprung: Der Graf auf Rechberg liebte das Weib des Homburgers aufs heftigste. Doch verbarg er diese Leidenschaft vor ihr und jedermann, und so blieben beide Schloßnachbaren gute Freunde und machten manches Spiel und manche Wette miteinander. Einmal stritten sie in fröhlicher Gesellschaft über den Sinn der Redensart: ‚Einen hinters Licht führen.' Keine der versuchten Erklärungen schien die anwesenden Damen zu befriedigen. Da anerbot sich der Rechberger, eine gute Erklärung zu bringen, wenn man das nächste Abendessen so abhalten wolle, wie er vorschlage. Man ging lächelnd auf den unschuldigen Scherz ein. Zur bestimmten Stunde saß also der Homberger Graf tafelnd am offenen Fenster seiner Burg. Eben stellte seine Gemahlin die letzte Kerze auf den Tisch, gerade vor das Gesicht ihres vergnügten Gemahls. Da hörte man drüben vom Nachbarschlosse her einen Knall, und zugleich stürzte der Graf in Stücke zerrissen zu Boden. Der Rechberger hatte ihn mit einer gut gerichteten Kanone durch das Schloßfenster herein erschossen und seinem Weibe gezeigt, wie man einen hinters Licht führt.

Der Hochzeit, die darauf der Rechberger mit der Witwe hielt, ging ein prunkvoller Brautlauf voraus, bei dem alle Herren des Landes mit Weib und Kind erschienen. Und in derselben Weise, wie sie damals auf dem Berg einherzogen, müssen ihre Seelen heute noch fahren.

6. *Gewiß ist der Tod, doch ungewiß die Stunde*

Im Schloßhof zu Lenzburg stand eine alte Standuhr. Auf dem Gehäuse war der Spruch gemalt:
«Gewiß ist der Tod, doch ungewiß die Stunde.»
Es mag wohl etwa dreihundert Jahre her sein, da wurde auf der Landstraße von Gontenschwil nach Zetzwil eines Morgens ein

toter Mann gefunden, des Nachts von unbekannter Hand erschlagen. Man forschte und fahndete nach dem Mörder, aber man fand ihn nicht. Da ließ der Landvogt der Leiche ein Knöchlein entnehmen und als Griff an den Zug der Schloßglocke hängen, an der ein jeder läuten mußte, der Recht ansprechen wollte oder Hilfe suchte. Die Mordtat aber geriet allmählich in Vergessenheit.

Nach langen Jahren kam eines Tages ein alter Landfahrer aufs Schloß, um ein Almosen zu heischen. Er langte eben nach dem Glockenzug, um zu läuten, als aufs Mal die alte Uhr im Vorhof gellen Schlages schlug; so hell, daß der Bettler sich erschrocken umwandte. Da sah er den Spruch in schwarzen Lettern stehen; er fuhr zusammen, und sein Antlitz wurde finster. Er stand eine Weile und sann, dann zog er hastig die Glocke. Und wie er schellte, da troffen schwere Blutstropfen von dem Griff des Glockenzuges, und ein Regen von blutigem Tau besprengte den Greis über und über. Der Pförtner schloß auf, und als er den blutbesudelten Fremdling vor der Pforte erblickte, schlug er Lärm, und die Schergen ergriffen den Mann.

Vor dem Landvogt bekannte der Alte, er sei es gewesen, der einst vor Jahren jenen Mann ermordet habe. Das Urteil wurde gesprochen und der Mörder zur selben Stunde gerichtet.

7. *Der Laufengeiger*

Vor vielen Jahren lebte in Laufenburg der Geiger Johannes Feldmann. Er war vom Schwarzwald hergekommen, und da seine Töne gar bald das Herz einer Bürgerstochter, der Margareta Straubhar, bewegten, warb er um ihre Hand und erhielt sie und damit den Titel eines Stadtinsassen. Jetzt sollte er des neuen Amtes walten, das ihm damit offen geworden war, nämlich er hatte beim Hochamt in der Kirche den Tusch zu blasen und die Orgel zu schlagen. Allein, ehe er die neue Geige stimmte, machte er lieber noch einen Tanz auf der alten, und so fand Feldmann den Weg zur Kirchweih immer noch leichter als zur Kirche.

Einmal wäre ihm dies beinahe übel bekommen. Als er spät nach Mitternacht von einem Nachbardorfe heimkehrte, stieß er im Wald auf eine Gesellschaft vornehmer Damen und Herren, die schmausend und zechend an einer gedeckten Tafel saßen. Diese nötigten den Geiger, ihnen eins aufzuspielen. Obwohl dieser das Begehren von so hochadeligen Leuten und an einem so unschicklichen Ort höchst unziemlich fand, wagte er doch nicht, die Bitte abzuschlagen, und so geigte er stundenlang drauflos. Endlich war er müde und wollte heim ins Bett, jedoch die Gesellschaft hatte sich noch nicht satt getanzt und verlangte einen neuen Walzer. Er mußte abermals gehorchen, aber pfiffig, wie ein Musikant allzeit ist, stimmte er jetzt den Englischen Gruß an. Im gleichen Augenblick schnurrte die ganze gepuderte Gesellschaft unter lautem Zorngeschrei in die Luft, und Feldmann fand sich, statt an vollbesetzter Tafel, unter dem Galgen auf dem Kaisterfeld. Als er zu Hause den Grund seines langen Ausbleibens angeben sollte und von dem Erlebnis zu plaudern anfing, entlief ihm sein Weib und war um kein Gut der Welt mehr zu ihm zurückzubringen.

Einige Zeit später spielte er bei einer Hochzeit in Etzgen zum Tanze auf. Es war eben Pfingsten, und es gab Wein, mehr als genug. Zu später Nachtstunde machte sich der Geiger mit schwerem Kopf und müden Beinen auf den Heimweg. Als er an den Rhein hinunterkam, schwankte dort ein leichter Weidling am Ufer. Das schien dem späten Wanderer eine willkommene Gelegenheit, den langen Heimweg zu kürzen. Rasch entschlossen löste er die Kette und schwang sich hinein. Der Kahn trieb langsam der Mitte zu. Feldmann nickte ein und entschlief. Das Schiff glitt gerade bei Stadenhausen vorüber, als der Geiger erwachte und es geraten fand, alsbald zu landen. Aber mit Schrecken bemerkte er, daß das Boot ohne Ruder war. Nichts lag darin als seine Geige. Zudem war gerade Pfingsten, die Zeit, wo der Rhein die größte Wassermasse führte und der Laufen am ärgsten tobte. Was half da alles Nachdenken? Pfeilgeschwind und mitten im Zuge schoß jetzt der Weidling auf die Brücke zu. Überall war es finster, keine Seele am Ufer, kein Licht in all den Fenstern gegen den Fluß. Erbärmlich schrie er um Hilfe, aber wer hätte ihn hören können? Nur droben im hochgebauten Pfarrhaus war der greise Pfarrer noch wach. Er glaubte drunten auf dem Rhein eine händeringende Gestalt zu erblicken und ahnte ein Unglück; und da hier keine Rettung mehr möglich war, so betete er für den Unbekannten und erteilte ihm von Herzen die priesterliche Absolution.

Jetzt stieß der Weidling unten ans steinerne Brückenjoch und ward in zwei Teile zerschellt; auf dem einen hielt sich Feldmann halb bewußtlos, und fort ging's, hinunter in den Laufen. Gerade neben der großen Hauptwelle vorbei, vorbei an der Scharfen Eck fuhr er bei der Totenwaag an und wurde unversehrt ausgeworfen. Als die Betäubung wich, lag der Geiger neben dem halben Weidling und der Geige auf dem Gestein. An den aufgehäuften Floßbäumen erkannte er, wo er sich befand. Jetzt war er daheim und nüchtern auch. Er nahm seine Geige und stieg über die Stämme aufwärts bis zu des Sulzers Waag. Im ‚Wilden Mann' klopfte er die Wirtsleute heraus, erzählte ihnen seine Geschichte und trank eine halbe Maß Wein dazu. Dieses Erlebnis hat ihm den Namen ‚Laufengeiger' eingetragen. Jedesmal, wenn er später wieder einmal zu tief ins Glas guckte, neckten ihn die Leute: «Nicht wahr, Laufengeigerlein, aufspielen ist keine Kunst, aber aufhören.»

Quellen:

E. L. Rochholz: Naturmythen, Neue Schweizersagen, Leipzig 1862 (Nr. 2)
E. L. Rochholz: Schweizersagen aus dem Aargau, Aarau 1856 (Nr. 1, 3, 4, 7)
H. Herzog: Schweizersagen für Jung und Alt, Aarau 1887 (Nr. 5)
A. Büchli: Schweizersagen nach H. Herzog, Aarau 1926/31 (Nr. 5)
Tr. Fricker: Volkssagen aus dem Fricktal, Rheinfelden 1935/37 (Nr. 1, 5, 7)
N. Halder: Aus einem kleinen Nest, Aarau 1923 (Nr. 6)

In den amerikanischen Städten sammelt die Müllabfuhr täglich die überschüssigen Nahrungsmittel, in Indien die Leichen der über Nacht Verhungerten! CARITAS